

(Nachdruck verboten.)

63]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Nechljudow stieg aus der Droschke und trat zu dem Menschenhaußen. Auf den unebenen Steinen des am Trottoir schrägen Pflasters lag mit dem Kopf tiefer als mit den Füßen ein breiter, nicht mehr junger Sträfling mit rötlichem Bart, rotem Gesicht und plattgedrückter Nase, in grauem Gefängnisrock und ebensolchen Hosen. Er lag auf dem Rücken, hatte die sommersprossenbedeckten Hände mit den Handflächen nach unten geöffnet und schluchzte, indem er die hohe und mächtige Brust in langen Zwischenräumen einzog, und sah den Himmel mit stehen gebliebenen, blutunterlaufenen Augen an. Um ihn herum standen ein finsterner Polizist, ein Briefträger, ein Ladiendienter, ein altes Weib mit einem Sonnenschirm und ein kurzgeschorener Knabe mit einem leeren Korbe.

„Sind schwach geworden im Gefängnis, haben die Kraft verloren, und da führt man sie nun in diese Höllenhitze,“ erhob der Ladiendienter gegen jemand Vorwürfe, indem er sich an den hinzutretenden Nechljudow wandte.

„Der muß gewiß sterben,“ sagte das Weib mit dem Sonnenschirm mit weinerlicher Stimme.

„Man muß ihm das Hemd aufbinden,“ sagte der Briefträger.

Der Polizist begann mit zitternden, dicken Fingern ungeschickt die Zwirnbänder an dem unstillösen roten Halse loszulösen. Er war sichtlich erregt und bestürzt, hielt es aber dennoch für nötig, sich an die Menge zu wenden.

„Was steht Ihr da herum. Ist auch so heiß genug. Das steht uns nur im Wege.“

„Muß ein Doktor bescheinigen. Die Schwachen läßt man doch zurück. Sonst kommt kaum einer lebend an,“ sagte der Ladiendienter, der augenscheinlich mit seiner Kenntnis dessen prahlte, was in der Ordnung war.

Der Polizist richtete sich, nachdem er die Hemdenschnüre aufgelöst, in die Höhe und schaute um sich.

„Geht auseinander, sage ich. Ist doch nicht Eure Sache! Was steht Ihr da zusammen?“ sagte er und wandte sich, Beifall suchend, an Nechljudow, und da er in seinen Augen keinem Beifall begegnete, schaute er den Eskortesoldaten an.

Aber der Eskortesoldat stand auf der Seite, betrachtete seinen abgelassenen Absatz und war ganz gleichgültig gegen die Verlegenheit des Polizisten.

„Die es angeht, die kümmern sich nicht darum. Ist denn das in der Ordnung, die Menschen zu Tode zu quälen?“

„Sträfling ist Sträfling, aber doch immer ein Mensch!“ hieß es in der Menge.

„Legt ihm den Kopf höher und gebt ihm Wasser,“ sagte Nechljudow.

„Sind schon nach Wasser gegangen,“ antwortete der Polizist, faßte den Sträfling unter der Achsel und zog den Kumpf mit Mühe etwas höher.

„Was ist das für ein Auflauf?“ ertönte plötzlich eine bestimmte Befehlshaberstimme, und zu dem Menschenhaußen um den Arrestanten trat mit schnellen Schritten ein Revieraufseher in ungewöhnlich sauberem und glänzendem Kittel und noch glänzenderen hohen Stiefeln. „Auseinander gehen! Hier ist nichts zu stehen!“ schrie er den Haufen an, da er noch nicht sah, warum die Menge zusammengelaufen war.

Als er aber dicht herantrat und den sterbenden Arrestanten erblickte, machte er mit dem Kopf ein Zeichen der Bestätigung, als ob er eben dasselbe erwartet hätte und wandte sich an den Polizisten.

„Wie ist das gekommen?“

Der Polizist erzählte, daß der Zug marschiert sei und der Sträfling hingefallen wäre; der Eskorte-Offizier hätte dann befohlen, ihn zurückzulassen.

„Also was? Muß aufs Revierbureau, Droschke!“

„Ein Hausknecht ist hingelaufen,“ sagte der Polizist und legte die Hand an den Müllschirm.

Der Ladiendienter begann etwas von der Hitze zu reden.

„Ist das Deine Sache? Ah? Geh Deiner Wege,“ sagte

der Revieraufseher und sah ihn so streng an, daß der Ladiendienter verstummte.

„Man muß ihm Wasser zu trinken geben,“ sagte Nechljudow.

Der Revieraufseher sah auch Nechljudow streng an, sagte aber nichts. Als aber der Hausknecht in einem Krüge Wasser brachte, befahl er dem Polizisten, es dem Sträfling anzubieten. Der Polizist hob den herabgesunkenen Kopf in die Höhe und versuchte, das Wasser in den Mund zu gießen, aber der Sträfling nahm es nicht; das Wasser sloß heraus über den Bart, benetzte die Jacke auf der Brust und das staubige Hemd aus Hansleinwand.

„Gieß es über den Kopf!“ kommandierte der Revieraufseher, und der Polizist nahm die Pfannkuchennütze ab und goß das Wasser über die rötlichen krausen Haare und den bloßen Schädel.

Die Augen des Sträflings öffneten sich weiter, gleichsam im Schreck, aber seine Lage änderte sich nicht. Ueber sein Gesicht stießen Schmutzbäche von Staub, aber der Mund schluchzte ebenso gleichmäßig und der ganze Körper zitterte.

„Wer ist denn das? Nimm den!“ wandte sich der Revieraufseher an den Polizisten und deutete auf Nechljudows Droschkenkutscher. „Komm her! He, Du!“

„Beseht,“ sagte der Kutscher finster, ohne die Augen aufzuheben.

„Es ist mein Kutscher,“ sagte Nechljudow, „aber nehmen Sie ihn. Ich bezahle,“ sagte er, sich an den Kutscher wendend.

„Nun, was wartet Ihr noch?“ schrie der Revieraufseher. „Angefaßt!“

Der Polizist, der Hausknecht und der Soldat hoben den Sterbenden auf, trugen ihn zur Droschke und setzten ihn auf den Sitzplatz. Aber er konnte sich nicht selbst halten; sein Kopf sank zurück und der ganze Körper rutschte vom Sitz.

„Leg ihn hin!“ kommandierte der Revierbeamte.

„Nicht nötig, Euer Wohlgeboren, ich bringe ihn so hin,“ sagte der Polizist, setzte sich fest neben dem Sterbenden auf den Sitz und umfing ihn mit seinem starken rechten Arm unter der Achsel.

Der Soldat hob die Füße in groben Schuhen ohne Fußlappen hoch und stellte und zog sie unter den Kutscherbock.

Der Revierbeamte sah sich um, und als er auf dem Pflaster die pfannkuchenförmige Mütze des Sträflings sah, hob er sie auf und setzte sie auf den zurückhängenden nassen Kopf.

„Vorwärts!“ kommandierte er.

Der Kutscher schaute sich wütend um, schüttelte den Kopf und fuhr, von Soldaten geleitet, im Schritt zum Bezirksbureau. Der neben dem Sträfling sitzende Polizist umfaßte fortwährend den herabgleitenden Körper mit dem Kopf, der nach allen Seiten schaukelte. Der nebenher marschierende Soldat legte die Füße zurecht. Nechljudow ging hinterher.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Als man an einem Feuerwehr-Depot vorbeigekommen war, fuhr die Droschke mit dem Sträfling in den Hof der Polizeiwache und hielt an einer der Treppen.

Auf dem Hof unterhielten sich Feuerwehrlente laut und lachend und wuschen mit aufgekrempten Nermeln eine Art Wagenbaum.

Sobald die Droschke hielt, umringten mehrere Polizisten den Wagen, faßten den leblosen Körper des Sträflings unter den Achseln und an den Füßen und nahmen ihn von der Droschke, die unter ihnen kreischte.

Der Polizist, der den Sträfling gebracht hatte, schwenkte den erstarrten Arm, als er von der Droschke stieg, nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich. Der tote wurde in die Thür und eine Treppe hinaufgetragen. Nechljudow ging hinterher. In dem kleinen, schmutzigen Zimmer, in das man den Toten brachte, standen vier Schlafbänke. Auf zweien saßen zwei Kranke in Sträflingskleidung: ein Schiefmütziger mit verbundenem Halse, und ein Schwindjüchtiger. Zwei Schlafbänke waren leer. Auf eine von ihnen wurde der Sträfling gelegt. Ein kleiner Mensch mit glänzenden Augen und unaufhörlich sich bewegenden Brauen, nur in Leibwäsche und Strümpfen, trat mit schnellen, kleinen Schritten zu dem hineingetragenen

Sträfling, sah ihn an, blickte dann auf Nechljudow und lachte laut. Das war ein Irnsinniger, der im Empfangszimmer untergebracht war. „Sie wollen mich bange machen,“ sagte er. „Aber das soll ihnen nicht gelingen.“

Hinter den Polizisten, die den Toten gebracht, traten der Reviervorstand und ein Feldscher ein.

Der Feldscher trat zum Toten, berührte die gelbliche, mit Sommersprossen bedeckte, noch bewegliche, aber schon totenblasse Hand des Sträflings, hielt sie hoch und ließ sie dann los. Sie fiel leblos auf den Leib der Leiche.

„Fertig,“ sagte der Feldscher, den Kopf schüttelnd. Offenbar der Ordnung halber öffnete er aber noch das feuchte, grobe Hemd des Toten, strich sein eignes krauses Haar vom Ohr zurück und legte das Ohr an die gelbliche, unbewegliche, hohe Brust des Sträflings. Alles schwieg. Der Feldscher richtete sich auf, schüttelte noch einmal den Kopf und berührte mit dem Finger erst das eine, dann das andre Lid über den offenen, stehengebliebenen blauen Augen.

„Bange machen gilt nicht, bange machen gilt nicht!“ sagte der Verrückte, der die ganze Zeit über nach dem Feldscher gespuckt hatte.

„Nun, wie ist's?“ fragte der Reviervorstand.
„Ja, wie ist's?“ wiederholte der Feldscher. „Er muß in die Totenkammer.“

„Sehen Sie zu, ob es so stimmt“, sagte der Vorstand.
„Weiß Bescheid“, sagte der Feldscher und bedeckte aus irgend einem Grunde die offene Brust des Toten. „Aber ich will nach Matwej Zwanytsch schicken, der mag nachsehen! Petrow, geh hinunter!“ sagte der Feldscher und trat von der Leiche fort.

„Bringt ihn in die Totenkammer,“ sagte der Reviervorstand. „Du aber komm ins Bureau und laß es Dir bescheinigen.“ fügte er für den Eskortefoldaten hinzu, der die ganze Zeit über nicht von dem Sträfling gewichen war.

„Zu Befehl!“ antwortete der Eskortefoldat.
Die Polizisten hoben den Toten auf und trugen ihn wieder die Treppe hinunter. Nechljudow wollte ihnen nachgehen, aber der Verrückte hielt ihn fest.

„Sie sind nicht mit in dem Komplott? Da geben Sie mir eine Zigarette!“ sagte er.
Nechljudow holte seine Zigarettentasche heraus und gab ihm eine Zigarette. Der Verrückte bewegte die Brauen und begann, sehr schnell sprechend, zu erzählen, wie man ihn durch Einflüsterungen quäle. „Sie sind alle gegen mich und peinigen und martern mich durch ihre Medien . . .“

„Entschuldigen Sie mich,“ sagte Nechljudow und ging, ohne ihn zu Ende zu hören, auf den Hof, da er erfahren wollte, wohin der Tote gebracht würde.

Die Polizisten hatten mit ihrer Würde schon den ganzen Hof überschritten und stiegen eine Kellertreppe hinab. Nechljudow wollte ihnen folgen, aber der Reviervorstand hielt ihn zurück.

„Was wünschen Sie?“
„Nichts,“ erwiderte Nechljudow.
„Nichts? dann gehen Sie fort.“

Nechljudow gehorchte und ging zu seinem Kutscher. Der Kutscher schloß. Nechljudow weckte ihn auf und fuhr wieder zum Bahnhof.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die chinesische Volksreligion.

Die drei herrschenden Religionsbekenntnisse sind diejenigen des Konfutsie (Confucius), des Laoise und des Buddha. Als Anhänger des Konfutsie mit seinem ausgebildeten Moralsystem bekennen sich die Dynastie, die Beamtenklasse, die Litteratenklasse und überhaupt die höheren Gesellschaftsklassen. Die Sittenlehre des Konfutsie und seines größeren Schülers Mentse enthalten zugleich den Bildungstoff, dessen Aneignung zur Erlangung der vier akademischen Grade, des Schutshi, etwa unsres Kandidaten, des Kutsch, unsres Doktors, des Tsunse, unsres Professors, und des Ganlin, der Bezeichnung für die Mitglieder der kaiserlichen Akademie, unerlässlich ist.

Der Hauptstiz der Anhänger des Laoise befindet sich in der Provinz Kiangsi. Sie gehören überwiegend dem Kaufmannsstande an. Laoise, ein Zeitgenosse des Konfutsie, hatte ursprünglich die Vernunft, das Tao, als höchstes Wesen hingestellt, allein im Lauf der Zeit ist dieser Grundgedanke fast verwischt worden und hat einem groben Nützizismus Platz machen müssen.

Eine ähnliche Umwandlung entstellender Art haben in China auch die Lehren Buddhas erfahren. Die „vier Wahrheiten“ Buddhas sind zu Worten ohne Inhalt geworden, und ein vielgestaltiger,

dumpher und äußerlicher Bilderdienst hat sich entwickelt. Zahlreiche Buddhistenklöster bedecken das Land, deren Mönche sich aber sogar bei den Buddhaverehrern wegen des Sölibats, des Bettelumwesens und der Unwissenheit einer nur äußerst geringen Achtung erfreuen. „Familienlose“ oder derber „lahlöppige Geiz“ nennt sie der chinesische Volksmund. Zu dem Buddhismus gehören dem Namen nach ansehnliche Teile der niederen Bevölkerungsklassen.

Aus diesen drei Religionsystemen hat nun die eigentliche Volksreligion, wie sie sich in dem Fühlen und Denken der großen Masse verkörpert, diese und jene Lehren und Vorstellungen entlehnt und sie mit den uralten, selbständigen Ueberlieferungen verbunden, die in dem Glauben an eine zahllose Geisterwelt im Himmel und auf Erden und einem peinlich gewissenhaften Ahnenkultus ihren Ausdruck finden. In diesen beiden Elementen des Volksglaubens liegen die Wurzeln der fremdenfeindlichen Erbitterung verstreut. Der Mann aus dem Volk ist an sich durchaus nicht intolerant. Im Gegenteil, er kennt im Grunde keine scharfen Gegensätze zwischen den drei erwähnten Religionsystemen, auch wenn er einem von ihnen äußerlich angehört, und es ist nichts Seltenes, daß ein Säufertträger, ein Bootsführer oder ein Bauer auf die Frage nach seiner Religion antwortet, er sei „Tschu To Gut“, mit anderen Worten, er sei Konfutsianer, Laoist und Buddhist in einer Person! Die Feinheiten und Spitzfindigkeiten der drei von einander abweichenden Religionsysteme machen dem gemeinen Mann nicht den geringsten Kummer, er nimmt sie als staatlich anerkannte Einrichtungen hin und bekümmert sich, um sicher zu gehen, zu allen dreien. Ebenso sind ihm die Grundlehren des Christentums nicht anstößig. Wie oft hört man einen Chinesen sagen: „Wir haben nichts gegen Euren Jesus Christus. Er ist der erste abendländische Weise. Jedes Land hat seine weisen Männer. Macht ein Bild von ihm und stellt es neben unsre Götter, dann wollen wir uns auch vor ihm verneigen. Er war gewiß sehr gut.“

Die große Masse der chinesischen Bevölkerung ist friedliebend, ruhig und höflich, aber sie ist auch selbstgefällig und durchdrungen von ihrer inneren Vortrefflichkeit. Unwahrheit, Diebstahl, Betrug sind nach ihrer religiösen Auffassung nur Schwächen und Fehler, keine verwerflichen Vergehen. Das Herz ist, diesen Lehren hat man dem Konfutsianismus entnommen, trotz alledem gut. „Alle Menschen“, urteilt Mentse, der Ausgestalter des Konfutsianismus, „haben von Natur mitleidige Herzen; alle haben Herzen, die sich des Lasters schämen, Herzen, die geneigt sind, andren Ehrerbietung zu erweisen, Herzen, die zwischen Recht und Unrecht unterscheiden können. In einem mitleidigen Herzen wohnt Wohlwollen; in einem, das sich des Lasters schämt, Rechtsschaffenheit; ein ehrerbietiges und pietätvolles Herz weiß, was sich ziemt: eins, das Recht und Unrecht unterscheidet, hat Weisheit. Die Grundsätze des Wohlwollens, der Rechtsschaffenheit, des Anstands und der Weisheit werden uns aber nicht von außen eingestößt, sondern wir haben sie gewiß von uns selbst.“

Diesen philosophisch gefärbten Anschauungen steht der dunkle Aberglaube gegenüber, der allseitig in der Furcht vor dem Einfluß der Geisterwelt, dem Jung-Schui, hervortritt. Nach der chinesischen Volksreligion erfolgt zwar beim Tode die Auflösung des Menschen in einen geistigen und einen körperlichen Teil, aber die Geister der Abgeschiedenen bleiben in enger Verbindung mit den Stätten ihres irdischen Aufenthalts. Nichts ist ihnen daher verbotener als eine Störung ihrer Grabruhe. Die Wahl eines guten Begräbnisplatzes ist daher eine der Haupt Sorgen der Hinterbliebenen eines Verstorbenen, und man läßt deshalb oft mehrere Jahre den Sarg mit der Leiche unbeerdigt stehen, bis man endlich nach den reiflichen Ueberlegungen einen Platz ausfindig gemacht hat, der allen Anforderungen entspricht. Denn ein körperloser Geist, der, von Licht und Luft abgetrennt, an einen Ort gebannt ist, wo er sich unbehaglich fühlt, wird kein Bedenken tragen, sich an seinen Nachkommen durch Zerstörung ihres Glückes und Wohlstandes zu rächen. Ebenso leicht verletzbar sind die Naturkräfte und die sie verkörpernden Geister, deren schädigender Einwirkung sich zu entziehen weiterhin die größte Klugheit und Umsicht nötig macht.

Diese gesamte Geisterwelt greift der Chineser unter der Bezeichnung Jung-Schui zusammen. Jung und Schui bedeuten Wind und Wasser, das Unsichtbare und das Unfaßbare. Lachende Ebenen, leise dahinrauschende Flüsse, spiegelglatte Teiche, wellenförmige Hügel sind dem Jung-Schui willkommen, zerrissene Gebirgskämme, schroffe Felsen, zackige und lange gerade Linien beunruhigen und reizen die Geister der Verstorbenen und der Natur und lenken ihren verderblichen Anwillen auf die Häupter der Unbesonnenen. Wenn daher die unwissenden Europäer Häuser erbauen, wo es ihnen gefällt, wenn sie gradlinige Straßen und Eisenbahnen anlegen, die die Gräber der Toten durchschneiden, wenn sie zu ihren Bauten Gestein absprennen, wenn sie rücksichtslos das Innere der Erde nach Kohlen durchwühlen, so handeln sie nach der Ansicht des Chinesen wie wahnsinnige und unmenbar gefährliche Menschen. Die Errichtung von Telegraphenstangen und Fabrikdornsteinen ist ein unverzeihliches Verbrechen, das die Störungen der Naturkräfte beeinträchtigt, und alle diese Frevelthaten müssen unfehlbar Verderben und Unglück auf die eingeborne Bevölkerung herabrufen, die derartige ungeheure Verfehlungen widerspruchslos duldet und zuläßt. Von diesem Standpunkt aus wendet sich die große Masse der chinesischen Bevölkerung gegen die Ausländer und, soweit sie als Bekenner der christlichen Lehren erscheinen, auch gegen das Christentum. Und diese Anschauungen teilen auch

im wesentlichen trotz ihrer Zugehörigkeit zu dem einen oder andern Religionshymen die herrschenden Klassen, die außerdem in den zum Christentum übergetretenen Chinesen eine Art geheimer Gesellschaft, einen Staat im Staate sehen.

Der Glaube an die Macht der Geisterwelt durchzieht das ganze chinesische Leben, und er äußert seinen Einfluß bei allen Unternehmungen und Vorkommnissen von irgend welcher Bedeutung. Schon der Zeitpunkt ist für ein jedes Geschehnis von Bedeutung. Seit mehr als 4000 Jahren teilen die Chinesen die Zeit in zwölf- und zehnteilige Kreise. Zwölf Tiere: Ratte, Ochs, Tiger, Hase, Drache, Schlange, Pferd, Ziege, Affe, Hahn, Hund, Schwein, stellen die Zeichen des zwölfteiligen Kreises dar, während der zehnteilige Kreis von den Zeichen der fünf Elemente: Holz, Feuer, Erde, Metall und Wasser, vertreten wird. Jedes Jahr, jeder Monat, jeder Tag und jede Stunde hat so ein zweifaches Kennzeichen, und ein Zeitpunkt ist günstig oder ungünstig, je nachdem die Tiere und Elemente des betreffenden Zeitabschnittes freundlich oder feindlich zu einander stehen.

Die Götterwelt der chinesischen Volksreligion ist zahllos und wächst beständig. Neben den großen Gottheiten in den Tempeln wohnen die Ortsgötter, deren jedes Dorf, jedes Feld, jeder Berg seine eignen hat. Ferner heischen die Beherrscher des Donners, des Regens und der Elemente aufmerksame Verächtsichtigung. Endlich wird auch jedem merkwürdigen Gegenstand, jedem Ort, wo sich ein unerklärlicher Vorgang zuträgt, göttliche Verehrung erwiesen. Die Hauptgottheiten haben ihre Geburtstage, die man durch besondere Opfer und Gebete feiert. Dasselbe geschieht an den Festtagen, so wie am Neumond und Vollmond. Gegen Ende des chinesischen Jahres nimmt man den Schutzgott des Orts aus seinem Tempel und trägt ihn auf einem vergoldeten Tragsessel durch die Hauptstraßen. Die Spitze deszugs bilden Spielleute, und die festlich gekleidete Volksmenge läßt im Gefolge seltsam geformte Fahnen flattern. Zum Schluß darf der Gott als Ehrengast einem Schauspiel zusehen, das im Freien abgehalten wird.

Ein Gott fehlt in keinem chinesischen Hause, nämlich der Küchengott Su-Meng-Kong. Niemand würde es wagen, ohne ihn einen Haushalt zu gründen. Gewöhnlich steht sein Bild in dem Hauptraum des Hauses. Der Geburtstag dieses Gottes, der auf den 14. Tag des 7. Monats fällt, wird in einem jeden Hause gefeiert. Am 24. des 12. Monats tritt der Küchengott mit den andern niederen Göttern nach dem Glauben des Volks alljährlich eine Reise zu den großen Gottheiten an, um ihnen einen Jahresbericht abzustatten. Daher verbrennt man für ihn ein Papierpferd und andre Nachahmungen in Papier von Gegenständen, die für eine Reise erforderlich sind. Aber hiermit allein giebt man sich noch nicht zufrieden. Während seiner zehntägigen Abwesenheit brennt stets eine Lampe, die bekunden soll, daß man seiner Wiederkehr und Begegnung harret.

Wilhelm Frege.

Kleines Feuilleton.

— Ein mysteriöses Haus. Der „Neuen Freien Presse“ wird aus Paris geschrieben: Seit einigen Tagen herrscht große Aufregung in dem vornehmen alten Quartier der Rue de Bourgogne und der Rue de Varenne. Hier befinden sich die Paläste der französischen Aristokratie, die Nuntiatur, mehrere offizielle Gebäude, so eine Volkshaus und das Ministerium des Ackerbaus. In der Umgebung dieses Ministeriums in verschiedenen Häusern hat man seit Tagen und Wochen des Nachts das Wimmern, Flehen und Hilfeschrei eines Kindes gehört. Verschiedene Personen in den benachbarten Häusern konnten die Schmerzenslaute des armen Kindes ganz deutlich hören: „Schlage mich nicht!“, „Papa, Mama!“ oder: „Ich habe Hunger, ihr bringt mich um!“ Die Polizei wurde verständigt, sie hat nichts gefunden. Man deutet geheimnisvoll an, daß die Polizei nicht gut geforscht hat, daß ihre Untersuchung sich auch auf das Ackerbau-Ministerium erstrecken mußte. Nun ist dieses Ministerium bloß von zwei Pförnern bewohnt, welche ihre Kinder gut behandeln. Eine alte Dame, Fräulein Marie Baron, welche in dem Quartier „La Bretagne“ genannt wird, hat oft die Schmerzensrufe des Kindes gehört. Sie beschäftigte sich in ihrem guten Herzen mit der Angelegenheit, setzte die Polizei und die Presse in Bewegung und verschlehte nicht, im Väterladen von ihren Wahrnehmungen und von ihrem Eingreifen zu Gunsten des gemarterten Kindes zu sprechen. Die letzte Nacht — am Freitag — hörte Fräulein Marie Baron wieder ganz deutlich die Kinderstimme verzweiflungsvoll rufen: „Ich habe Hunger! Rettet mich, ich bin in dem Malerlabinett eingesperrt! Marie la Bretagne, kommen Sie, mich befreien!“ Das alte Fräulein war starr. Das Kind kennt ihren Namen, es ruft sie um Hilfe an. Fräulein Baron la Bretagne äußerte sich sofort über diese neue Wahrnehmung. Woher kennt das gefangene, gemarterte Kind den Namen seiner Wohlthäterin? La Bretagne ist um die Antwort nicht verlegen: „Man weiß, daß ich mich mit dem Schicksal des Kindes beschäftige. Alle Handwerker und Lieferanten wissen es. Ich habe beim Väter daneben gesprochen. Die Eltern des Kindes müssen von meinen Versuchen gehört haben, den Schlüssel dieses Geheimnisses zu finden. Sie haben gewiß vor dem Kinde meinen Namen ausgesprochen . . . und nun ruft mich das arme Kind!“ Ein Polizeikommissar vernahm Fräulein Baron und hörte zahlreiche andre Zeugen, welche das Kind nachts schreien hören. Eine Madame Allais sagt . . . daß die Hilferufe von einem sehr jungen Kinde her-

rühren müssen. Man steht vor einem Geheimnis. Es kann sich kaum um Wahnvorstellungen handeln, noch um eine Massen-Suggestion, welche man vielleicht anzunehmen geneigt ist und durch welche die guten Menschen in der Rue de Bourgogne mehr leiden würden, als das gemarterte Kind, welches nicht existiert. Gestern nachmittag eröffnete sich eine neue Spur zur Aufhellung des Geheimnisses: Ein Gastwirt aus der nahe Rue de Grenelle machte die Anzeige, daß ein Telegraphenbeamter, in der Rue de Bourgogne wohnhaft, große Geschicklichkeit im Nachahmen von Tier- und Menschenstimmen besitze, daß er oft die Gäste des Wirtshauses mit seiner Vaudrebelkunst unterhalten habe und daß er besonders gut das Wimmern und Schreien eines geschlagenen Kindes nachzuahmen verstehe. Dieser Vaudredner könne wohl seine schlaflosen Nachstunden dazu verwenden, den Bewohnern der Rue de Bourgogne und der Rue de Varenne ebenfalls schlaflose Nächte zu bereiten. Da man das gemarterte Kind nicht finden kann, sucht man nun den Vaudredner. — Eine ähnliche Besächtige soll vor Jahren auch in Berlin passiert sein. Bewohner des königsthor-Viertels werden sich gewiß an die „Herr—hörst—Du—mich?“-Geschichte erinnern. —

— **Niechstoffe und Verdünnungen.** Der „Prometheus“ schreibt: Während bei den andern Sinnen mit der Größe des Reizes sich auch die Stärke der Wahrnehmung ändert, also eine größere Last auch einen größeren Druck erzeugt, ist dies bei den chemischen Sinnen, Geruch und Geschmack, anders. Hier ändert sich nicht die Stärke der Wahrnehmung, sondern ihr Charakter. So ist es der Chemie gelungen, den Niechstoff des Weichens, das Zonon, künstlich herzustellen. Hat man nun etwa 1 Gramm dieses Stoffs — mehr, als in Centnern von Weichen enthalten ist —, so kann man ihn offen stehen lassen, man kann ihn erhitzen und verdampfen, und trotzdem riecht man Weichengeruch bloß ganz am Anfang. Wird der Dufstoff in der Luft konzentrierter, so wird der charakteristische Dufst schwächer und schlägt schließlich in einen starken Himbeergeruch um. Viele der künstlichen Weichenparfüme riechen thatsächlich nicht nach Weichen, sondern nach Himbeeren, weil die Fabrikanten sich nicht entschließen können, den Käufern wenig genug für ihr Geld zu geben. Niecht man an einem Fläschchen, welches reines Zonon enthält, so riecht es weder nach Weichen, noch nach Himbeeren, sondern nach Cedernholz. Merkwürdig ist bei diesen Wahrnehmungen, daß weder das Parfüm der Himbeere, welches auch bereits chemisch isoliert ist, noch das Cedernöl in großer Verdünnung weichenartig riechen. Wie manche Stinckstoffe sich in großer Verdünnung in Wohlgerüche umsetzen, zeigt Verfasser an dem Beispiel der Blattwangen. Wenn man solch ein übertriebendes Tier mit Zuder verreibt und die Verdünnung gehörig fortsetzt, so soll ein angenehmer Hyazintengeruch auftreten. Der Jasminblütendufst ist, wie die Chemie nachgewiesen hat, ein zusammengesetzter Geruch. Unter den hier zusammen gemischten Substanzen findet sich auch Indol, ein Stoff, welcher lange bekannt und ein Produkt der Fäulnis ist. Eine Reihe von Dufstoffen riecht bei stärke Konzentration schwächer oder gar nicht. So der künstliche Moschus, das Vanillin, das Piperonal (der Niechstoff des Heliotrops), das Kummari (Niechstoff des Waldmeisters) und der Dufst des frisch gemähten Heus. Die Thatsache, daß verdünnte und konzentrierte Stoffe auf unser Geruchsorgan ganz entgegengesetzt einwirken, ist seit langem bekannt. —

— **Gegen den Stich der Skorpione** pflegen die Bewohner der Insel Zakhynthos außer Besprechungen auch eine Art homöopathischen Heilmittels anzuwenden, worüber Bernhard Schmidt in seinem Buche „Die Insel Zakhynthos“ (J. C. Fehsenfeld, Freiburg i. B.) folgende Schilderung giebt: Man hält in einem mit Wasser gefüllten Gefäß einige ertränkte Skorpione in Bereitschaft, von denen vorkommendenfalls einer herausgenommen und, zu Drei zerstampft, auf die Wunde gelegt wird, ein Verfahren, das die Schmerzen angeblich sofort beseitigt. Auch soll man kleine Kinder gegen die Wirkung eines Skorpionstichs dadurch zu sichern suchen, daß man ihnen etwas von solchem Wasser zu trinken giebt, also in Befolgung eines ähnlichen Princips wie jenes ist, worauf die Impfung mit Blatterngift beruht. Schon im Altertum hat sich die Volksmedizin im Grunde der nämlichen Mittel gegen den Stich dieser Tiere bedient. —

Musik.

Seit fast einem Jahrhundert existiert eine vorwiegend der deutschen Kultur eigne Erscheinung: das Vereinsleben des Männergesangs, getragen teils von Berufsmusikern, teils von Dilettanten, ansgehend teils auf mehr künstlerische, teils auf mehr gefellige Absichten, bekannt unter dem Namen „Liedertafel“ und reich an all dem Guten und Schönen, an das uns jetzt dieser Name denken läßt. In Berlin hat (1800) das Liedertafelwesen begonnen, und allüberall hat es den politischen und künstlerischen Wandel der Zeiten ohne grundsätzliche Änderungen überdauert. Der Sommer ist ihm und speziell seiner gefelligen Seite besonders günstig. Unter den etwa 40 Liedertafeln, die Berlin — ungerechnet die zu einigen „Sängerbänden“ vereinigten kleineren Vereine — besitzt, ist die (1884 gegründete) „Berliner Liedertafel“ mit ihrem Chorleiter A. Zander jedenfalls eine der mit Recht angesehensten; ihr guter Klang und ihr deutlicher Vortrag interessieren auch dann, wenn man es nachgerade unerträglich findet, die einander so ähnlichen Trivialitäten wie die ungezählten Wiederholungen „Im Mai, im lieben Mai“ und dergleichen anhören zu müssen, und wenn man sehnsüchtig eines neuen Geistes in diesem Reiche harret. Die genannte

Liedertafel sang am Montag im Zoologischen Garten. Die Tüchtigkeit ihrer Leistungen aber verstärkt unser Recht, auch einmal ein Wortchen über die Einrichtung solcher Konzerte zu sprechen. Will ein Chor in sommerlicher Atmosphäre singen, so forge er für Erfolg des freien Raums durch einen halb oder ganz geschlossenen bei ungünstigem Wetter, und zwar so, daß sich die Sache glatt macht — daß nicht das Publikum beinahe zu einem Existenzkampf gezwungen wird. Die von neulich mitgebrachten Erinnerungen könnten fast zum Warten vor solchen Festen nötigen. Noch mehr. Für nächsten Mittwoch haben zwei hygienische Vereine ein Fest am selben Ort, unter „gesell.“ Mitwirkung eben jener Liedertafel, angesagt. So sehr die erwähnte Tüchtigkeit der Sänger und der diesmal erträglichere Wohlthätigkeitszweck (Lungenheilstätten) den Besuch eines solchen Konzerts empfehlen lassen, so sehr muß doch die Einladungsform bedauert werden: Billetanweisungen, die in Mehrzahl ins Haus gesandt werden und rasch vollzählig bezahlt werden sollen, widrigenfalls durch die Post die Erlegung des Betrags erleichtert wird. —

Wieder wenden wir uns mit Freuden zu einer abermaligen neuen Darbietung der Morwiz-Oper. Sie hat am Dienstag ein wohl allgemein beliebtes Werk, eine der bedeutendsten komischen Opern: Vorhings „Wildschütz“, mit teilweise neuen Kräften herausgebracht. Der vorjährigen Aufführung bei Morwiz und der letztunterlichen im alten Opernhaus gedenkend, können wir auch diese Vorführung mit wenig Einschränkungen als sehr verdienstvoll anerkennen. Die Regie in der „Königlichen“ ist nicht die beste und die bei Morwiz nicht die schlechteste; aber hinter Feinheiten der „Wildschütz“-Aufführung im Opernhaus, wie dem Tanz zu Beginn und der lebhaften Dunkelscene am Billard sollte Morwitzens Regisseur A. Carlhof sein Werk nicht zurückstehen lassen. Den Schulmeister Vaculus sah ich im Vorjahr mehr komisch und im Winter mehr elegant aufgefacht; diesmal ist ihm — von C. Schaarschmidt — mehr die läppisch-tragische Seite abgewonnen, die seine Darstellung undankbarer, aber wohl erst recht verdienstvoll macht. Josefine Fischer (Baronin) geleitete zwar bei hohen Tönen manchmal aus, zeigte aber sonst einen guten Sopran und Margarete Koch (Gretchen) erwies sich als prächtige Opernsoubrette. Im übrigen wäre nur manches von uns schon Gesagte zu widerholen. — sz.

Astronomisches.

t. Wie lange im Höchsthalle eine vollständige Sonnenfinsternis dauern kann, hat der Astronom Whitnell, Vorsitzender der Astronomischen Gesellschaft von Leeds, berechnet. Die zur Beantwortung dieser Frage notwendige Arbeit war eine ungemein mühsame und langwierige, denn es mußten erst mit Genauigkeit die Bedingungen festgesetzt werden, durch deren Vereinigung die längste Dauer einer vollständigen Verfinsternung der Sonne erreicht wird. Nach genauer Prüfung der Einflüsse, die auf den verschiedenen Entfernungen der Sonne und des Mondes von der Erde und auf der Größe und der Schnelligkeit des Mondschattens beruhen, fand Whitnell, daß zur Erzielung der Höchstdauer folgende Bedingungen erfüllt sein müßten: Der Neumond muß in oder nahe einem Knoten seiner Bahn und gleichzeitig in möglichst großer Erdnähe stehen, die Sonne muß möglichst weit vor der Erde eulernen sein, die vollständige Verfinsternung muß um die Mittagszeit eintreten, und der Mondschatten muß sich in der Richtung eines Parallels bewegen, damit der Beobachter während der Erddrehung in dessen Bereich bleibt, Sonne und Mond müssen im Zenith stehen, damit der Mondschatten so groß als möglich wird, endlich muß sich der Beobachter etwa auf dem Äquator befinden, damit seine Bewegung durch die Erddrehung so schnell als möglich erfolgt. Von diesen fünf Bedingungen können die beiden letzten nicht gleichzeitig eintreten, da sich Sonne und Mond nicht in der Ebene des Himmelsäquators bewegen, es kommt aber mehr darauf an, daß die Mittellinie des Mondschattens mit dem Erdäquator zusammenfällt, als daß Sonne und Mond genau im Zenith stehen. Wenn alle diese Umstände berücksichtigt werden, so würde eine vollständige Sonnenfinsternis von längerer Dauer etwa um die Mitte des Monats Juli in der Mittagszeit eintreten und würde in einer nördlichen Breite von 4 Grad 52 Minuten eine Dauer von 7 Minuten und 40 Sekunden besitzen. Zu dieser Jahreszeit befindet sich die Sonne etwa in der größten Erdferne und hat einen scheinbaren Durchmesser von 8,7 Bogensekunden. Der englische Astronom stellt nun eine Anzahl von vollständigen Sonnenfinsternissen zusammen, die sich im 20. Jahrhundert ereignen und eine sehr lange Dauer besitzen werden. Am 18. Mai 1901, also im nächsten Jahre, findet ein solches Naturschauspiel statt, das für eine Stelle im Indischen Ocean westlich von Sumatra eine Dauer von 6 Minuten und 41,6 Sekunden haben würde; der beste Beobachtungsort dafür würden vielleicht die Keelings- oder Kotos-Inseln sein. Dann folgt am 29. Mai 1919 eine zweite vollständige Sonnenfinsternis, deren Dauer für einen Punkt im Atlantischen Ocean, westlich von Liberia in 4 Grad nördlicher Breite 7 Minuten und 5,9 Sekunden betragen würde. Weitere Verfinsternissen von ähnlich langer Dauer sind zu erwarten: am 8. Juni 1937 für den pacifischen Ocean in 10 Grad nördlicher Breite und 131 Grad westlicher Länge, für den 20. Juni 1955 für einen Punkt im Chinesischen Meer etwas westlich der Philippinen, am 30. Juni 1973 für Innerafrika etwas östlich von Nigeria, und am 11. Juli 1991 für einen Ort an der Westküste von Mexiko. Die längste von diesen Sonnen-

finsternissen wird die bei den Philippinen sein mit einer Dauer von 7 Minuten 24 1/2 Sekunden, für die Manila voraussichtlich einen ausgezeichneten Beobachtungsort abgeben wird. Da der Wert der wissenschaftlichen Beobachtungen während einer vollständigen Sonnenfinsternis sehr wesentlich von deren Dauer abhängt, werden diese Finsternisse in der Geschichte der Astronomie des 20. Jahrhunderts bedeutsame Ereignisse darstellen. —

Humoristisches.

— **Bauernlogik.** Der Gubinger Basl wird gelegentlich seiner ersten Eisenbahnfahrt, als er trotz des Protestes der Mitreisenden im Nichtraucher-Coupe aus seiner Pseife wie ein Schlot dampfte, vom Schaffner aufgefordert, das Rauchen einzustellen oder sich in ein Rauchercoupe zu begeben. Als er nun das nächste Mal mit der Bahn fuhr, diesmal aber dank seiner Kenntnis der Eisenbahnvorschriften ins Rauchercoupe einstieg, bemerkte er neben sich einen Bauern, welcher nicht rauchte. Er glaubte nun nach seiner letzten Erfahrung, daß, wenn im Coupe für Nichtraucher nur Leute fahren dürften, welche nicht rauchen, im Rauchercoupe alle Personen rauchen müßten und rammte daher wohlmeinend seinem Nachbar zu: „Du! zind' Die g'schwind ane an, eh da Schaffner kimmt, sunst wirst d' auh g'schmissen.“ —

— **Voss'haft.** Gaus'herr (zur Tante, die schimpft, weil die Kinder sie beim Musizieren stören): „Rege Dich doch nicht auf ... bist doch auch einmal jung gewesen!“
Tante (pikiert): „Jung ... gewesen ... bitte!“
Gaus'herr (ironisch): „Na ja, gezwweifelt habe ich allerdings auch immer daran!“ —

Notizen.

— **Richard Tauber,** der Charakterdarsteller des Neuen deutschen Landestheaters in Prag, tritt mit dem Beginn der neuen Saison an die Stelle Bassermanns vom Berliner Theater. —

— **Der holländische Landschaftsmaler und Radierer C. A. Storm** van's Grabefunde hat dem Kupferstichtabinett der Berliner Museen 1084 Blatt seiner Radierungen und Lithographien, die er in den Jahren 1870 bis 1899 hergestellt hat, geschenkt; es befinden sich unter den einzelnen Blättern alle Plattenzustände, so daß sich das Entstehen jeder Arbeit verfolgen läßt. —

— **Die Berliner Seceffion** hat etwa 80 deutsche und ausländische Künstler zu ihren korrespondierenden Mitgliedern gewählt, um so eine Menge hervorragender Künstler, deren Mitwirkung an den Jahresausstellungen wünschenswert erschien, dauernd an die Seceffion zu fesseln. —

— **Der Direktor der Düsseldorfer Kunstakademie,** Professor Peter Janssen, hat den Auftrag erhalten, ein großes Gemälde für den Saal des Rathhauses in Elberfeld zu malen. Der darzustellende Gegenstand soll der Geschichte der Stadt Elberfeld entnommen werden. In Vorschlag gebracht ist der große Brand von Elberfeld im Jahre 1687, der die Stadt einäscherte. —

c. **Der erste internationale Musikongreß,** der vom 14. bis zum 18. Juni in dem Kongreßsaloit der Pariser Weltausstellung tagte, hat das Resultat seiner Arbeiten in Anregungen zusammengestellt, von denen wir die wichtigsten wiedergeben wollen: In allen Konservatorien soll eine Klasse für Orchesterdirigenten und Leiter von Musikgesellschaften geschaffen werden. Die Organe der französischen und ausländischen Presse sowie die Journalistenschule sollen eine Verständigung unter einander anstreben, um die Aufgaben der Musikkritik durch Verordnungen zu bestimmen. Die Kunstbehörden werden ersucht, über die Achtung vor dem ursprünglichen Text der Werke verstorbener Komponisten zu wachen; zu diesem Zweck sollen freie Vereinigungen gebildet werden. Die Beschlüsse über die Normal-Stimmgabel sollen in Anwendung gebracht und bei Wettbewerben nur Vereine Preise erhalten, die sich dieser anpassen. Die Fabrikanten werden darauf hingewiesen, die Metronome sorgfältiger zu bauen, besonders für bestimmte, häufig gebrauchte Taktarten wie 60, 80, 104 und 120. Die Töne der chromatischen Tonleiter sollen vom tiefen C an nummeriert werden. —

— **Professor Dr. Schweminger** in Berlin ist zum leitenden Arzt des neuen Kreis-Krankenhauses in Groß-Lichterfelde gewählt worden. —

— **Die Stadt Lidaholm** in Schweden besitzt die größte Zimthölzerfabrik der Welt; täglich werden dort 200 Millionen Streichhölzer hergestellt; das sind im Jahre 73 Milliarden! Verbraucht werden dazu 600 000 Kubfuß Nichtenholz, 124 000 Kilogramm Eisletten und 18 000 Kilogramm Leim. —

— **Von der furchtbaren Gewalt der Tornados,** die jeden Sommer die weiten Prärien des Staates Kansas heimsuchen, zeugt das Schicksal eines Passagierzuges der St. Louis- und San Francisco-Bahn, der kürzlich bei Oswego in Kansas von einem solchen Wirbelsturm erfaßt wurde. Der Zug raste in voller Fahrt dahin, um dem Sturm zu entgehen. Aber die Windhose war schneller. Sie erfaßte den Zug, hob die Wagen vom Geleise und warf zwei Gepäckwagen über den Graben hinweg in ein Weizenfeld, während die Personenwagen nur auf die Seite gelegt wurden. —